

Markus Kersten

## Sinn im Zwischenraum. Über zwei Arten des zweiten Blicks und die Wirkung des Schriftbilds bei Vergil

**Abstract** This case study examines two forms of secondary gazing that can be applied to Verg. georg. 1, 118–121, one of which is proposed to be paradigmatically connected to loud reading, the other to silent reading. Both depend on a certain ambiguity in the poem and may result in a revised interpretation of the passage. However, when considered together, they facilitate an actual re-viewing of the didactic text as an object that not only transmits meaning but also reflects its affordance, which is to be read repeatedly. The study demonstrates, that the passage in question is shaped not only by its poetic content and linguistic form, but also by its distinctive written visuality.

Die *Georgica*, Vergils um 29 v. Chr. veröffentlichtes Lehrgedicht über den Landbau, stehen im Zentrum der römischen Literatur. Bald nach ihrem Erscheinen waren sie Gemeingut, sie wurden in den Schulen behandelt und darum im Lauf der Zeit für das Lehrpersonal kommentiert. Vor allem aber wurden sie in der Dichtung der nachfolgenden Epochen intensiv rezipiert. Dass dieser Text immer wieder neu gelesen wurde (und noch immer wird), liegt an der Bedeutung des bäuerlichen Lebens als Sinnbild der Kultur, aber auch an der profunden Ambiguität des Werks. Ein Beispiel hierfür sind die Verse 1, 118–121, durch die ein erster wichtiger Wendepunkt des Werks eingeleitet wird<sup>1</sup>. Nach einem hoffnungsvollen, an Augustus als Beschützer der Bauern gerichteten Vorspruch und einigen Ausführungen über die landwirtschaftliche Tätigkeit im Allgemeinen und den Getreideanbau im Besonderen erklärt der Dichter plötzlich, dass Vögel und Unkräuter alle Arbeit

---

1 Dazu Klingner 1963, 32.

zunichtemachen können. Die Stelle ist bemerkenswert schwer zu übersetzen. Obwohl im Ganzen unstrittig ist, was sie besagt, gibt es bei den Einzelheiten erhebliche Differenzen in der Interpretation. Diese haben zum einen mit Vergils ideologisch umstrittener ‚Theodizee‘ der Arbeit zu tun<sup>2</sup>, zum andern mit der undeutlichen Struktur des Texts. Aufgrund dieser Umstände ist es möglich und auch nötig, die Passage wiederholt zu betrachten. Dies soll im Folgenden zum Anlass genommen werden, zwei Formen des zweiten Blicks zu unterscheiden, die bei schriftlichen Texten zur Anwendung kommen können. Diese Unterscheidung kann nämlich zu einem fundierten Verständnis von Textualität bzw. Schriftlichkeit beitragen, zu einer Anschauung, die nicht nur ergründet, was ein Text bedeutet oder wie er gemacht ist, sondern auch welchen Angebotscharakter er als Objekt hat. Gemäß diesem Verständnis handelt die vorliegende Passage nicht nur von der Mühe, sondern erweist sich auch selbst als mühevoll zu handhaben – mit dem übergreifenden Effekt, dass die Auseinandersetzung mit den *Georgica* wie der Landbau selbst als eine nie endende Arbeit erscheint.

Die beiden Formen des zweiten Blicks, die hier behandelt werden sollen („zweite Lektüre“ wäre nicht ganz treffend, denn es geht nicht nur ums Lesen), unterscheiden sich, grob gesprochen, in medialer Hinsicht. Man könnte die eine als mittelbare und die andere als unmittelbare bezeichnen. Die mittelbare besteht darin, ein Werk im Licht einer bestimmten Erläuterung bzw. mit Rücksicht auf andere Werke *auf eine andere Weise* zu betrachten. Dies ist bezüglich unserer Stelle dadurch angelegt, dass im Kommentar des Servius und dessen später aus anderen Quellen erweiterten Ausgabe, dem *Servius Auctus*, verschiedene Auffassungen vom *labor* dokumentiert sind<sup>3</sup>. Sicher gegeben ist dieses Potenzial der intertextuell informierten Andersdeutung, seitdem in der jüngeren Forschung zwei verschiedene Lesarten des vergilischen Gesamtwerks – die offen-zuversichtliche und die

---

2 Zu dem Begriff und seiner Geschichte: Campbell 1982. Was es mit der Bedeutung des *labor* in den *Georgica* (und im Gesamtwerk Vergils) auf sich hat, ist ein zentraler Gegenstand der Forschung und hat sich dementsprechend breit im Schrifttum vor allem des 20. Jahrhunderts niedergeschlagen. Einen Forschungsüberblick bieten Jenkyns 1993 und Baier 2012.

3 Zu dem intrikaten Verhältnis zwischen Servius und Servius Auctus in Hinsicht auf die *Georgica* siehe Cadili 2008; Stok – Ramires 2022. Das Ergebnis von Poletti 2023, dass, vereinfacht gesagt, im Fall der *Aeneis* Servius kühler kommentiere, der Auctus hingegen etwas empathischer, scheint sich für den hier betrachteten Ausschnitt der *Georgica* zu bestätigen. Dies bedarf aber noch einer Überprüfung, die hier nicht geleistet werden kann.

verdeckt-skeptische – ausformuliert und gegeneinander in Stellung gebracht wurden<sup>4</sup>.

Die andre, unmittelbare, Form des zweiten Blicks besteht hingegen darin, ein Werk *unmöglich nur auf eine Weise* zu betrachten. Diese Unmöglichkeit ergibt sich an unserer Stelle dadurch, dass die Syntax des geschriebenen Texts nicht eindeutig erklärt werden kann und sich im Prozess des Lesens überraschend zu ändern scheint.

Diese beiden Arten des Anderssehens lassen sich als Phänomene der Ambiguität begreifen; das heißt zum einen, dass sie womöglich von einigen Lesern nicht erkannt (oder nicht zugegeben) werden, und zum andern, dass sie sich, wie am vorliegenden Beispiel noch deutlich werden wird, gegenseitig zu verstärken oder auch abzuschwächen vermögen. Sie können darum zwar nicht unabhängig voneinander konzeptualisiert werden, aber immerhin lassen sie sich paradigmatisch mit einer bestimmten Arten der Textvermittlung verbinden. Der mittelbare zweite Blick steht vor allem in Verbindung mit dem lauten, auf Verständlichkeit zielenden Vortrag, der eine gewisse Interpretation darbietet und – sei es mit Unterstützung eines nebenbei vorgelesenen Kommentars oder ohne<sup>5</sup> – derart an andre Texte, Motive, Zusammenhänge etc. erinnert, dass es lohnend scheint, dieser Ähnlichkeit später nachzugehen. Der unmittelbare zweite Blick ereignet sich dagegen eher in der stillen und privaten Lektüre, die den Text als ganzen im Blick hat und, etwa im Moment des stolpernden Lesens, zwei inkohärente Wahrnehmungen gleichzeitig machen kann<sup>6</sup>. Diese Unterscheidung mag etwas künstlich wirken (wie ja auch die Vorstellung eines ‚zweiten Blicks‘ selbst etwas künstlich ist)<sup>7</sup>, aber sie hilft, den Umgang mit literarischer Ambiguität systematischer

---

4 Die Schlagworte „Optimismus“ und „Pessimismus“, dazu v. a. Cramer 1998, haben mehr geschadet als genützt, siehe von Albrecht 2006, 95.

5 Das parallele Lesen mit Kommentar ist nur im lauten (und wechselseitigen) Vortrag zu realisieren, dazu Most 2021, 36 f.

6 Zu dieser Metaphorik und ihrer lesetechnischen Implikation: Heilmann 2021, 228 mit Dion. Hal. comp. 25; zur Reflexion des Stolpermotivs in der antiken Paratextualität siehe Kersten (im Erscheinen). Der moderne Ausdruck der garden-path-sentences, dazu Altmann 2013, beruht auch noch auf dem Motiv des Stolperns.

7 Die meisten intertextuellen Phänomene dürften zwar auf einem mittelbaren zweiten Blick beruhen, weil nicht zwei Texte gleichzeitig und gleichermaßen lesbar sein können (eine tatsächliche Kopräsenz zweier Texte ist in der Natur seltener als in der literarischen Theorie). Dennoch gibt es Gegenbeispiele. Bei Marginalien ist eine intertextuelle Lektüre bisweilen recht unmittelbar möglich. Auch das Erinnern, sozusagen das Mitlesen eines Texts vor dem inneren Auge, dürfte einen ähnlichen Effekt haben. Das widerlegt aber m. E. nicht die hier vorgenommene

zu beschreiben. Was nämlich im Vergleich dieser beiden Formen des zweiten Blicks und ihrer lesetechnischen Folgen an Kontur gewinnt, ist die Schriftbildlichkeit als Randbedingung jeder Lektüre. Dieses Phänomen lohnt es etwas eingehender zu bedenken, ehe die *Georgica*-Verse selbst zur Sprache kommen können.

Schriftbildlichkeit, also die allem Geschriebenen inhärente visuelle Anmutung, ist, abgesehen von Figurengedichten und Graffiti, für die Antike bislang kaum untersucht worden<sup>8</sup>. Diese Bevorzugung des Gehalts vor der Gestalt hat vor allem zwei prominente, aber nicht besonders gute Gründe. Der erste liegt in der Vorstellung, dass geschriebene Worte ausschließlich dazu dienen, gesprochene zu fixieren<sup>9</sup>. Aber selbst für die antike Literatur mit ihren starken Reminiszenzen an die Kultur der Mündlichkeit ist die Vorstellung einer weitgehenden Heteronomie des Geschriebenen, wie Jan Heilman in einer großen Studie gezeigt hat, kaum sinnvoll<sup>10</sup>. Der zweite Grund ist die Instabilität der Schriftform. Da ein Text in verschiedenen Stilen und Formaten sowie auf verschiedenen Materialien reproduziert werden kann, scheint es nicht lohnend, darauf zu achten, wie das Geschriebene *aussieht*. Aber nicht alle schriftbildlichen Phänomene sind instabil.

Eine sehr beständige Texteigenschaft ist die Zwischenräumlichkeit der Buchstabenschrift<sup>11</sup>. Zwischen zwei direkt aufeinanderfolgenden Zeichen

---

Schematisierung; und wenn doch, so wird damit jede Schematisierung widerlegt, weil dann zu konzedieren ist, dass Intertextualität im weitesten Sinne nicht mehr kategorisierbar ist.

- 8 Allgemein zur Figurendichtung Luz 2010; speziell zu Optatian Squire – Wienand 2017. Zur Visualität von Graffiti Lohmann 2018, 285 zur graphischen Überarbeitung bzw. Ausarbeitung der Inschrift *svm max(imvs?)* (CIL IV 9008): „[hier wurde die Aussage] mittels der Zeichnung eines Kopfs im Profil veranschaulicht. Dass der Text, nicht das Bild am Anfang stand, lässt sich aus der merkwürdigen Gesichtsförmigkeit ableiten: Die Nase ist an den Buchstaben ‚S‘ angepasst, nicht umgekehrt“.
- 9 Zu dieser Ansicht siehe Busch 2002 mit Zeugnissen der antiken Grammatik.
- 10 Siehe Heilmann 2021, 95–310, der mit der Annahme einer durchaus etablierten Kultur des stillen Lesens weiter geht als Busch 2002. Dieser hatte nach einer Revision der teils polemisch zugespitzten Forschungspositionen zum Thema zwar einen harten Gegensatz zwischen lautem und leisen Lesen in der Antike abgelehnt, ersteres jedoch als die weithin gültige Normalform der Rezeption aufgefasst – allerdings ohne die soziologischen Dimensionen antiker Lesekultur zu bedenken, mit denen Johnson 2000 zu einer differenzierten Betrachtung der Frage nach lautem und leisen Lesen gelangt war.
- 11 Ohne Beschränkung der Allgemeingültigkeit mag man an die unverbundenen normierten Buchstaben einer Kapitalschrift denken (auch Kursivschriften sind zwischenräumlich). Zur Schriftbildlichkeit sowie zur Zwischenräumlichkeit siehe

dieser Art kann kein drittes stehen, anders als bei gemalten Bildern, deren gewissermaßen aus unendlich vielen Punkten bestehende Linien stetig erscheinen. Die Lücken, die zwischen den disjunkten Einheiten eines geschriebenen Texts bestehen (und die nicht identisch mit dem Spatium sind), können bei keiner Reproduktion, wie sehr sie die Erscheinung des Geschriebenen auch ändert, geschlossen werden. Gleichgültig also, ob ein Text in *scriptio continua* geschrieben ist – das heißt fortlaufend, ohne Wortzwischenräume, wie es in Rom durch griechischen Einfluss ab dem zweiten Jahrhundert unserer Zeit üblich wurde<sup>12</sup> – oder eben, wie wir es gewohnt sind, in *scriptio discontinua*, es wird stets ein Zwischenraum zwischen zwei einzelnen Zeichen liegen. Diese Zwischenräume müssen nicht alle gleich groß sein oder jedenfalls nicht gleich groß gedacht und vokalisiert werden. Sie sind für die Leser offensichtlich skalierbar, um Anfänge und Enden von Silben, Worten, Versen, Sinneinheiten etc. zu markieren. Wer beim Kopieren eines Texts zusätzliche explikative Zeichen wie Vortragsbezeichnungen, syntaktische oder textkritische Symbole, Zeilentrenner, Spatien, etc. einfügt oder entfernt<sup>13</sup>, dehnt oder schmälert einzelne Zwischenräume dauerhaft<sup>14</sup>. Formatierung dieser Art kann die Lesbarkeit des Texts in bestimmter Hinsicht, das heißt für ein gewisses Publikum verbessern und den Fluss bestimmter Informationen beschleunigen<sup>15</sup>.

Jede Ein-Fügung verändert aber die Fugen und damit das Schriftbild. Man blickt danach anders auf den Text, und vielleicht versteht man ihn auch anders. Ein einfaches Beispiel hierfür sind handschriftliche Korrekturen, die zwischen die Zeilen gesetzt sind und damit eine richtige Lektüre zwar ermöglichen, eine geschmeidige aber fürs erste verhindern. Es zeigt sich, dass der Zwischenraum einen sehr ähnlichen Rang bzw. eine ähnliche Originalität wie die Zeichen des Texts hat. Ihm kommt ein unverzichtbarer Anteil an der Anmutung und der Vermittlung des sprachlichen Kunstwerks zu. Insbesondere hat der Zwischenraum einen eigenen symbolischen Wert.

---

Krämer u. a. 2012, 16 f., zur Buchschrift und ihren soziologischen Implikationen: Johnson 2010, 17.

12 Dazu Winsbury 2009, 35.

13 Ein instruktives Beispiel für zeitgenössische Ergänzungen findet sich in der paläographischen Überlieferung des *Bellum Actiacum*, siehe Seider 1978, 4: Paragraphoi, Schrägstriche an Zeilenenden, Apices für lange Silben; im Allgemeinen dazu Winsbury 2009, 40–44.

14 Zur Paratextualität solcher Zeichen siehe Most 2021, 35.

15 Zu den verschiedenen und namentlich den elitären Lesegemeinschaften und Lesepraktiken der antiken Welt siehe Johnson 2000; Johnson 2010, bes. 17–31.

Er erinnert daran, dass ein geschriebener Text nicht nur aus Zeichen bestehen kann, ebenso wie ein gesprochener nicht nur aus Worten besteht.

All dies zeigt sich naturgemäß nicht nur an den vorliegenden vier Versen der *Georgica*; aber hier zeigt es sich besonders eindrücklich und besonders ernsthaft. Denn bei dem *labor*, um den es an der Stelle geht, dominiert der Sachinhalt. Die Schriftbildlichkeit der vorliegenden Passage kann nicht zunächst als artistischer Selbstzweck oder als ein Ornament zur Reflexion und Ironisierung des Kunstwerks fungieren. Sie illustriert nicht das ‚Inszenieren‘ des Autors (das in den *Georgica* durchaus zur Sprache kommt), sondern das Eigentliche des Werks, die vielgestaltige, nicht restlos verständliche und nicht vollends zu lehrende Landwirtschaft.

\*

Als in den *Georgica* zum ersten Mal vom *labor* die Rede war (georg. 1, 79), stand daneben das Adjektiv *facilis*. Die Arbeit, hieß es, sei leicht, wenn die Felder im Wechsel bebaut und bisweilen abgebrannt würden. Nun, rund vierzig Verse später, zieht zum ersten Mal etwas Dunkles auf. Der Text, der zunächst unübersetzt bleiben soll, lautet (1, 118–121, ohne Kommata):

Nec tamen haec cum sint hominumque boumque labores  
uersando terram experti nihil improbus anser  
Strymoniaeque grues et amaris intiba fibris                    120  
officiunt aut umbra nocet.

Servius findet die Wortfolge offenbar kompliziert. Vielleicht, weil der Rhythmus des Verses (nach dem *sint* in der ersten Zeile folgt eine Zäsur), anders als gewöhnlich, die Folge der Gedanken nicht sogleich offenbart. Jedenfalls verkürzt der Kommentator den Text, um ihn zu erklären, und paraphrasiert dann das Ausgelassene wie folgt (Serv. georg. 1, 118)<sup>16</sup>:

ordo est ‚nec tamen nihil *improbus anser Strymoniaeque grues et amaris intiba fibris* officiant *aut umbra nocet*. et hoc dicit: licet haec omnia, quae dixi, arando sint experti et hominum et boum labores, tamen sunt adhuc aliqua quae obsunt, nisi provideris, ut aues absint et umbra arborum.

---

16 Der Konvention gemäß ist der Text des Servius'schen Kommentars aufrecht, das Hinzugefügte im Servius Auctus kursiv gesetzt.

Ordnung: ‚Keineswegs aber nicht sind störend *die schlimme Gans und die Kraniche vom Strymon und die Zichorie mit ihren bitteren Fasern, oder es schadet der Schatten.*‘ Und er sagt dies: Auch wenn alles das, was ich sagte, die Arbeiten der Menschen und Rinder beim Pflügen erreicht haben, so werden doch noch immer einige Dinge stören, wenn du nicht achtgibst, dass die *Vögel fernbleiben* und der Schatten der Bäume.

Dem sind fast alle, die sich zur Stelle äußerten, gefolgt<sup>17</sup>. Üblicherweise werden also die Worte *haec ... experti* als ein durchgehender konzessiver Satz aufgefasst und mit Kommata oder gar Klammern abgetrennt<sup>18</sup>. Die Erklärung, das Demonstrativ *haec* als direktes Objekt zu dem entfernt stehenden *experiri* zu verstehen, ist zweifellos hilfreich. Sie ist aber nicht die einzig mögliche. Genauer besehen, ist sie sogar eine ziemlich schwache.

Worauf *haec* bzw. das *omnia quae dixi* des Kommentars genau verweist, ist nämlich unklar. Der vorangehende Abschnitt (100–117) handelt von den wiederkehrenden Grundaufgaben der Feldbaus: winters säen, sommers wässern. Der Dichter stellt dementsprechend die rekusatorische Frage *quid dicam* (104), um dann abkürzend die Vorkehrungen zu nennen, die verhindern sollen, dass die zarten Halme vertrocknen oder beim Zuleiten von Wasser umknicken. Gustav Meyer, der die Stelle im TLL s. v. *experior* anführt (und zwar in Verbindung mit den exemplarischen Objekten *damna, pericula, labores*), denkt bei *haec* an die Gefahren, die beim falschen Bewässern erlitten werden<sup>19</sup>. Das ist nicht recht überzeugend, denn von Gefahren ist im Text keine Rede. Von der Bedeutung des Demonstrativs ist jedoch die der *labores experti* abhängig. Wenn *haec* selbst eher eine Arbeit meint<sup>20</sup>, lässt sich nicht pleonastisch übersetzen, dass Arbeit Arbeit erleidet<sup>21</sup>. Als Ausweg bleibt dann nur, *haec* allgemein als den Umstand zu begreifen, dass die Voraussetzungen für gedeihliches Wachstum geschaffen werden. Dann heißt *experiri*, vielleicht eigentümlich schwach, ‚versuchen‘ oder gar ‚erreichen‘. Richard Jenkyns übersetzt: „However, though the toil of men and oxen has wrought out this in turning the earth ...“, Friedrich Klingner ist zurückhaltender und nimmt eine Litotes zu Hilfe: „daß trotzdem, wenn die Mühen von

17 Eine Ausnahme ist Laves 1881, der *nec tamen haec* mit *officiunt* verbinden will.

18 Mynors 1969; Conte 2013.

19 Meyer 1943, 1681.1: *varia per umores damna*.

20 Cramer 1998, 21.

21 Heyne 1830 und Erren 2003 nehmen zwar zu Recht die Menschen und Rinder selbst als eigentliches, periphrastisches Subjekt, aber können damit den Text nicht erklären.

Menschen und Zugochsen nichts von alledem im Hin-und-her-wenden der Erde unversucht gelassen haben ...“<sup>22</sup>.

Überwiegt nun also im Moment, bevor die Vögel das Feld heimsuchen, die Hoffnung auf das Vorbereitete oder die Erschöpfung nach dem bereits Erlebten? Sofern Erlebnisse individuell sind, gibt das Gedicht auf diese Frage keine Antwort. (Ein kollektives Erlebnis, wenn auch auf einer andern Ebene, ist allerdings das, was Vergils Publikums höchstwahrscheinlich gelesen hat; und an diesem Erwartungshorizont dürfte sich das durch Lukrez vermittelte negative Bild der Mühsal abzeichnen<sup>23</sup>.)

Das Spektrum der Interpretation der Verse 118/119 ist also, was die Auffassung der Protasis anlangt, verhältnismäßig weit. Nicht von ungefähr offenbaren sich auch hier die beiden weltanschaulichen Pole, die die Deutung der *Georgica* bestimmen. Es ist möglich, den Text, gestützt auf Querbezüge und gewisse interpretatorische Überzeugungen, auf je andre Weise zu betrachten. Wie entscheidet man sich, wenn man sich entscheiden muss?

Der servianische Kommentar ist hier keine Hilfe. Wenn wir ihn mitsamt seiner Kolometrie beseite lassen und stattdessen den Text ohne die in sein Schriftbild eingefügten Kommata – erneut – betrachten, fällt uns aber vielleicht auf, dass der Satz sich zunächst mit *haec* als Subjekt zu entfalten scheint (wobei wiederum alle eben genannten Aufgaben bezeichnet wären). Die *labores* könnten dann ein inkongruentes Prädikatsnomen sein<sup>24</sup>, auf welches folgend man in der nächsten Zeile die Apodosis erwarten könnte: *Nicht aber, obwohl dies die Mühsal von Mensch und Rind ist ...* In dieser Erwartung wäre der konditionale Gedanke mit dem Zeilenende abgeschlossen<sup>25</sup>. Das Demonstrativ braucht dann, weil es mit der Arbeit gleichgesetzt ist, nicht näher definiert und als Objekt einer gewissen Handlung bestimmt zu werden.

22 Jenkyns 1998, 335; Klingner 1963, 32. Ähnlich Holzberg 2016, 121: „Doch obwohl mühseliges Schaffen der Menschen und Rinder / all das versucht hat durch Pflügen ...“, man vergleiche demgegenüber Götte – Götte 1970, 91: „aber wie sehr auch der Mensch mit den Rindern am Pfluge sich abmüht, / rastlos das Feld zu bestellen ...“ und Barchiesi 1980: „Eppure, dopo tanta fatica di uomini e di buoi nel volutare e rivoltare la terra, ecco ...“.

23 Dazu Catto 1986; Baier 2012.

24 Vergleichbar dürften sein: Verg. Aen. 3, 173 (*nec sopor illud erat*), Tib. 2, 3, 31 (*fabula ille est*), Ov. her. 12, 89 (*et quota pars haec sunt?*), Ov. rem. 138 (*haec sunt iucundi causa cibusque mali*). Zum Phänomen der fehlenden Kongruenz siehe Leumann u. a. 1972, 442.

25 In der Tat zitiert Servius Auctus die Stelle in dieser Weise als Monostichon, cf. Aen. 2, 306. Der Vers ist auch schon entsprechend übersetzt worden, siehe etwa Miles 1980, 79: „Nonetheless, despite the toil of man and beast, skilled in turning the earth ...“.



Der Vers, der offenbar nicht nur auf eine Weise verstanden werden kann, erscheint mit nominativischem *haec* sentimentaler und weniger explikativ.

Der Eindruck kann erhärtet werden, und zwar durch einen mittelbaren zweiten Blick auf die Intertextualität der Stelle. Die in der Forschung diskutierten ‚Vorbilder‘ der Stelle bekräftigen mit ihrem Rhythmus die Erwartung eines starken Einschnitts am Versende<sup>26</sup>.

ἔνθα μὲν οὔτε βοῶν οὔτ' ἀνδρῶν φαίνεται ἔργα.  
(Hom. Od. 10, 98)

Dort sah man nicht die Arbeit der Rinder und Menschen.

ἔργα βοῶν δ' ἀπόλοιτο καὶ ἡμιόνων ταλαεργῶν.  
(Hes. op. 46)

Unnötig wäre die Arbeit der Rinder und mühenduldenden Halbesel.

ἐς δ' ἄλλα πορφυρέην μεγάλη στενάχουσι ρέουσαι  
ἐξ ὀρέων ἐπικάρ, μινύθει δέ τε ἔργ' ἀνθρώπων.  
(Hom. Il. 16, 391)

Hin zum purpurnen Meer fließen sie, laut stöhnend  
von den Bergen herab, vernichtet wird die Arbeit der Menschen.

Die Feierlichkeit des altepischen Ausdrucks wirkt in Vergils *hominumque boumque labores* nach. Wirkt auch die gewohnte Pause am Versende? Welchen Effekt kann oder muss die in der nächsten Zeile folgende Phrase *uersando terram experti* für das Satzgefüge haben? Mit andern Worten: Das Objekt von *experiri*, dessen sich Servius so sicher ist, bedarf der näheren Überprüfung – und ebenso, wie sich zeigen wird, das Subjekt.

26 Vergil selbst gebraucht in Aen. 2, 283–285 eine ganz ähnliche Kolonstruktur. Hier stehen die *hominumque urbisque labores* als ein Adverbial am Zeilenende, wiederum eingefügt in einen übergeordneten Satz; auch in Aen. 2, 306, wo die Formel leicht abgewandelt und in Colum. 10, 330, wo sie wörtlich aufgegriffen wird, ist Enjambement vermieden, bei Auson. Mos. 459 allerdings nicht. Bei Lukrez enden zahlreiche Verse emphatisch mit einer Form von *labor*; siehe etwa Lucr. 5, 213–217, die von Macr. Sat. 6, 2, 29 als Vorbild unserer Stelle angeführt werden.

Innerhalb der *Georgica* finden sich zwei Stellen, in denen das Verb *experiri* und das Substantiv *labor* transitiv verbunden sind. Von den Bienen heißt es, sie seien vorausschauend (georg. 4, 156 f.):

uenturaeque hiemis memores aestate laborem  
 experiuntur et in medium quaesita reponunt.

Eingedenk des kommenden Winters, nehmen sie im Sommer die Mühen auf sich und lagern in ihrer Mitte, was sie gesammelt.

Und wenn es über die Nymphe Lycorias heißt, sie habe bereits Mühen der Niederkunft erfahren, so darf man diese Erfahrung für schmerzhaft halten (georg. 4, 340)<sup>27</sup>:

altera tum primos Lucinae experta labores.

Die andre hatte die ersten Mühen der Geburtsgöttin erfahren.

Ovid gebraucht eine ähnlich strukturierte Wendung, und zwar in einem Zusammenhang, der unserer Stelle sehr nahekommt (Ov. met. 1, 414)<sup>28</sup>:

inde genus durum sumus experiensque laborum.

Daher stammen wir, ein hartes Geschlecht, erfahren in der Arbeit.

Dies legt nahe, das Partizip *experti* durchaus passivisch und als nachgestellte Erläuterung aufzufassen:

Nec tamen, haec cum sint hominumque boumque labores,  
 uersando terram experti, nihil improbus anser  
 Strymoniaeque grues et amaris intiba fibris                      120  
 officiunt aut umbra nocet.

Keineswegs aber, wenn dies auch sind die Mühen der Menschen und Rinder, Erfahren im Wenden der Erde, werden die schlimme Gans

27 Der von Thomas 1988 *ad loc.* sicher zu Recht unterstellte Referenzcharakter der Stelle ist uns in seiner Bedeutung nicht mehr zugänglich.

28 Das Hendyadyoin *labor et experientia*, das Columella verwendet (1, 1; 10, 338 f.), scheint auf dieselbe gedankliche Struktur zu deuteten.

Und die Kraniche vom Strymon und mit bitteren Fasern die Zichorie  
Nicht im Weg sein. Oder der Schatten schadet.

Die Übersetzung ist bewusst mehrdeutig gehalten. Denn die Vereinzelnung des Verses 118 hat nicht nur die Wirkung, die Mühen von Mensch und Vieh zu charakterisieren, sondern sie lässt auch die von Gans und Kranich verursachten Schäden stärker hervortreten; *uersando terram experti* sind ja auch sie, nur eben auf andre Weise. Durch Ausreißen von Saaten und Pflanzen, durch Zertreten, Verdichten und Bekoten des Bodens schädigen die Tiere den Acker; unerwünschte Pflanzen wie die Zichorie machen die Ernte mühsam und unergiebig. Dabei sorgen die Pflanzen und Tiere für ihren Lebensunterhalt wie auch die Menschen es tun. Das vermenschlichende Adjektiv *improbus* stellt sie uns zwar als eine andre, feindliche, aber eben doch ethisch ansprechbare und darum bemitleidenswerte Partei vor. Die Feinde pflügen die Erde nicht, sie verwüsten sie, werfen alles um. Diese Bedeutung kann *uersare* zweifellos haben<sup>29</sup>. Das Partizip *experti* wirkt damit wie ein Scharnier zwischen der Arbeit der Menschen und den Angriffen der Tiere. Diese Dynamik (auch wenn sie eher die Semantik als die Syntax betrifft) zeigt sich, sobald die Satzzeichen verschwinden, an die wir uns seit Aldus Manutius gewöhnt haben, die aber die Antike nicht in vergleichbarem Ausmaß hatte<sup>30</sup>. Je zwei einzelne Zeichen des Texts sind eindeutig bestimmt. Was sie als Zeichen besagen, ist, wenn wir so wollen, diskret benennbar. Das, was im nicht schließbaren Raum zwischen ihnen geschehen kann, allerdings nicht<sup>31</sup>.

Die hier diskutierte Interpretation, die das Partizip *experti* in der Schwebelage lässt, ohne direktes Objekt und mit fluidem Subjekt, ist insofern exaltiert, als sie an die Schriftform gebunden ist, das heißt an die stille, zwischen Worten und Versen relativ frei hin- und herschauende Lektüre, die in der Antike vor allem bezüglich der Dichtung als die ungewöhnlichere Form der Rezeption gelten muss. Servius legt dagegen eine normative, schulmäßige, vor allem vorlesbare Kolometrie vor. Wer den Text dementsprechend hört, kann ihn zwar ebenfalls überdenken und zu einem späteren Zeitpunkt anders interpretieren (sowie anders rezitieren). Aber diese Art der Revision dürfte um

29 Vgl. Verg. ecl. 9, 5: *Fors omnia uersat*.

30 Siehe Johnson 2010, 22–25; Heilmann 2021, 237. Für die *Georgica* werden seit längerem einige strittige, wenngleich nicht drastische Fälle diskutiert, cf. Verg. georg. 2, 65; 4, 78. Dazu Thomas 1988, I. 33f. sowie die jeweiligen Kommentierungen.

31 Ähnliches gilt für den Rand neben dem Text. Er ist (wohl vor allem) Symbol für den großen Wert des materiellen Buchs und des in ihm enthaltenen Texts. Er ist aber auch eine Einladung, beschriftet zu werden.

einiges langsamer verlaufen. Zudem dürfte sie in ihren einzelnen Realisierungen zu jeweils größerer Eindeutigkeit führen<sup>32</sup>.

Erst nach diesem Vergleich zwischen aktivem stillen Lesen und passivem Hören kann ein wesentlicher Zweck des Lehrgedichts vollends gewürdigt werden, nämlich wiederholt (vor-)gelesen und gewissermaßen angewendet zu werden. Das Vorlesen, die *lectio*, impliziert die Herausforderung des individuellen Betonens<sup>33</sup>. Jede Vokalisierung (um nicht zu sagen: jede Performanz) unserer Stelle ist neu vor diese Herausforderung gestellt und kann ihr darum von einem zum andern Mal anders begegnen, je nachdem, zu welchem Blickwinkel man jeweils tendiert oder in der Lage ist. Verstanden als Bemerkung, dass die Mühen der Landarbeit im Prozess des Pflügens unablässig erlebt werden, während auch die Schädlinge unablässig wiederkehren, steigert das nachgestellte Partizip *experti* das Pathos, indem es den Schrecken vergrößert: Obwohl schon große Anstrengungen unternommen werden, ist noch immer nichts gewonnen, weil zuletzt der *anser improbus*, die Kraniche, das Unkraut und der Schatten dräuen.

All das hat einen Effekt für das Werkganze. Was genau gegen die Schädlinge zu tun ist, sagt der Lehrdichter nämlich an unserer Stelle noch nicht, sondern erst in georg. 1, 155–159: Vögel vergrämen, Bäume beschneiden, Unkraut ausreißen. Dass er nicht gleich eine Lösung präsentiert, bewirkt einstweilen ein Gefühl des Ausgeliefertseins. Die Vögel suchen, scheint es, unvorbereitete Bauern im Moment der Erschöpfung heim. Das oben angesprochene Problem der Stimmung wird hiermit akzentuiert: Die *labores* sind von der Art, dass man sie nicht im Vorbeigehen verrichtet, nicht lächelnd, sozusagen, im sublimen Gefühl soeben eintretender Selbstverwirklichung. Die unmittelbar folgende Bemerkung über das göttliche Kulturprojekt, ‚Vater Jupiter selbst wollte es so‘ (121 f.), kann dann nicht nur von ihrem Ende her gedacht werden; es geht immer wieder neu auch um ihren Beginn. Die Arbeit erscheint bei Vergil oft als Übel, wie im Servius Auctus bemerkt ist<sup>34</sup>.

So verstanden, bereitet die nachgestellte Qualifikation *uersando terram experti*, die sowohl die Intensität der vorangegangenen Mühen als das Aus-

32 Siehe hierzu die Argumentation bei Busch 2002, 20.

33 Zur *lectio* und der dafür notwendigen Fähigkeiten siehe Quint. inst. 1, 8. Quintilian stellt, ganz im Sinne der antiken Grammatik, auf die Richtigkeit des Leservorgangs ab, betont aber den Unterschied zwischen eigener Lektüre und dem Lesen als Vorlesen lassen (inst. 10, 16–20). Zu dem dafür notwendigen Üben, der *praelectio* (Quint. inst. 1, 8, 13), und dessen soziokultureller Bedeutung siehe Winsbury 2009, 44. Zur individuellen Verantwortung der Leser für die Interpretation siehe Johnson 2010, 25.

34 Serv. auct. georg. 2, 168: *laborem pro malo solet ponere*.

maß der erlittenen Schäden bezeichnet, den berühmten Schluss der ganzen Arbeitsperikope vor. Dort ist ja die Struktur ähnlich und doch ganz anders. In das scheinbar motivierende Bild des Fleißes – das Aufatmen am Zeilenende – drängt sich, buchstäblich erschreckend, das erklärende und zugleich erklärungsbedürftige Adjektiv *improbis* (das damit zu einem der meistbesprochenen der Literaturgeschichte wurde, georg. 1, 145 f.):

tum uariae uenere artes. labor omnia uicit                    145  
improbis.

Dann kamen verschiedene Künste. Die Mühe besiegte alles,  
die schlimme.

Servius kommentiert: *labor improbis uel magnus, uel nulli probabilis; nullus enim est amator laboris* (Mühe, die unanständig ist oder groß oder keinem angenehm, niemand liebt ja die Mühe). Der Zusatz im Auctus klingt etwas trotziger und somit vielleicht unheilvoller: *uel indefessus, adsiduus, sine moderatione* (unermüdlich, beharrlich, ohne Mäßigung)<sup>35</sup>. Aber gerade dieser Zusatz kann erklären, was wohl mit einigen der gefräßigen Gänse und wuchernden Bäume geschehen wird, sie werden nicht nur eingehegt, sondern beseitigt. Die Bauern, die nach den großen Anstrengungen des Ackerns noch immer nicht der Müdigkeit nachgeben dürfen, weil sie noch mit Schädlingen fertig werden müssen, verlieren notgedrungen das Maß. Die Eigenschaft des Bekämpften geht auf den Bekämpfer über. Möglicherweise ist diese Sicht in der Vergilkommentierung bereits explizit festgehalten worden; bei Servius heißt es zu georg. 1, 119, leider etwas undeutlich, *et dicit anseres agrestes*<sup>36</sup>. Unter dieser Bemerkung eine Spezifizierung des Tiers als ‚gemeine Feldgans‘ zu verstehen, ist nicht ausgeschlossen, scheint aber kaum sinnvoll, zumal die Junktur, soweit ich sehe, nicht belegt ist. Der Kommentar meint also wahrscheinlich, Vergil setze die Gans den Landleuten gleich. Der Gedanke ist, was eine Interpretation der *Georgica* betrifft, sehr reizvoll, denn er verunmöglicht eine binäre Beschreibung der Natur<sup>37</sup>. Im Servius Auctus hat sich zudem eine

35 Siehe aber auch Baier 2012, 186; die Stelle ist oft positiv aufgefasst worden, vielleicht nicht ganz zu Recht.

36 et [L θ τ E V] / ut [K B] / aut [Pb Y]. Siehe Stok – Ramires 2022.

37 Schon Servius deutet *improbis* an beiden Stellen gleich, nämlich etymologisch als *non probandus*. Thomas 1988 sieht an beiden Stellen dieselbe negative Wirkung. Jenkyns 1993, der sich gegen Thomas' Deutung der *Georgica* wendet, erkennt hierhin, auch in Verbindung mit georg. 1, 388, Potenzial für Ironie.

Interpretation erhalten, die das Gewalttätige des menschlichen *labor improbus* herausstellt; bezüglich georg. 1, 197–199 heißt es dort:

sic enim Donatus sensit, dicens: nisi uiolentia fiat naturae, omnia in deterius cadunt. *et hoc est, quod ait ‚labor omnia uicit improbus‘.*

So hat Donat die Stelle verstanden; er erklärt: Wenn der Natur keine Gewalt geschieht, wendet alles sich zum Schlechteren. *Und aus diesem Grund heißt es: „Die Mühe besiegte alles, die schlimme.“*

Der arbeitende Mensch greift, wenn er mehr leisten muss, als er seiner Kultur nach zu können meint, zur Gewalt. Ob diese durch irgendeinen Zweck geheiligt werde, ist die sich natürlich ergebende Frage. Hierauf eine eindeutige – sozusagen: prosaische – Antwort des Texts zu erhoffen, hieße aber das Gedicht zu überfordern.

\*

Voraussetzung von Zwischenräumlichkeit ist der zweidimensionale Raum, in dem der Text sich befindet und sich in die Länge und die Breite ausdehnt. In der Tat hält unsere Passage auch abseits der üblichen Leserichtung ein paar Ambivalenzen bereit. Schauen wir auf den Textblock der Verse und ihrer drei Vorgänger, und zwar in der Form, wie er sich wahrscheinlich in einigen frühen Manuskripten des Werks dargestellt hat,<sup>38</sup> nämlich in Kapitalschrift ohne grammatische Interpunktion, dafür mit Hochpunkten anstelle von Spatien:

PRAESERTIM·INCERTIS·SI·MENSIBVS·AMNIS·ABVNDANS  
 EXIT·ET·OBDVCTO·LATE·TENET·OMNIA·LIMO  
 VNDE·CAVAE·TEPIDO·SVDANT·VMORE·LACVNAE  
 NEC·TAMEN·HAEC·CVM·SINT·HOMINVMQVE·BOVMQVE·LABORES  
 VERSANDO·TERRAM·EXPERTI·NIHIL·IMPROBVS·ANSER  
 STRYMONIAEQVE·GRVES·ET·AMARIS·INTIBA·FIBRIS  
 OFFICIVNT·AVT·VMBRA·NOCET·PATER·IPSE·COLENDI

Am unruhigen rechten Rand kommt die horizontale Varianz des Texts zur Wirkung; auffällig ist hier besonders der Vers 118; er ist, verglichen mit sei-

38 Zur Ästhetik des Textblocks siehe auch Winsbury 2009, 36 f., zur Materialität römischer Bücher zusammenfassend Heilmann 2021, 215–269.

nem unmittelbaren Kontext, besonders lang. Das Wort *labores* sticht aus dem Textkörper heraus, seine Position am Versende ist weitaus sichtbarer als die Mittelstellung von *experti*. Dass die Zeile hier ein deutliches Ende hat – an das sie, möchte man sagen, nach dem langen Weg mühevoll gelangt –, scheint zudem der Anfang von 119 zu illustrieren; im *uersando* steckt ja das Wort für Zeilenumbruch<sup>39</sup>.

All dies suggeriert, dass der gedankliche und emotionale Schwerpunkt der Passage auf der Arbeit und nicht auf ihrem Ergebnis liegt. Im sogenannten Vergilius Romanus, einem spätantiken Kodex, der den Text in etwa so präsentiert, wie er oben abgedruckt ist, lässt sich dies gut beobachten<sup>40</sup>. Das Wort beherrscht den Rand wie eine Marginalie. Vom Leser mit dieser Funktion betraut, kann es sogar seine Bedeutung ändern. Liest man es als Solitär neben dem Text, wird es zu einer prägnanten Mahnung: *labores*, ‚du sollst arbeiten‘<sup>41</sup>.

Die *Mühe* ist ein buchstäblich unübersehbarer Aspekt des Gedichts. Einem etwas genaueren Blick offenbart sich allerdings auch, dass die Zeile im Vergilius Romanus Abkürzungen enthält und dass am Schluss die Buchstaben kleiner und enger werden, so als müsse ein vorzeitiger Umbruch um jeden Preis vermieden werden<sup>42</sup>.

---

39 Für die Beobachtung danke ich Markus Stachon. Metapoetik zu erkennen, ist, wie sich hieran noch einmal exemplarisch zeigt, oft eine Sache des mittelbaren zweiten Blicks. Im Zusammenhang unserer Stelle kann der *amnis abundans*, den es einzudämmen gilt, an die hellenistische Poetik der *Georgica* erinnern – ohne dass diese Poetik hier unmittelbar etwas zum Verständnis des konkret ausgeführten Gedankens etwas beiträgt.

40 Ms Vat. Lat. 3867. Das Manuskript ist leicht einzusehen ([https://digi.vatlib.it/view/MSS\\_Vat.lat.3867](https://digi.vatlib.it/view/MSS_Vat.lat.3867)), es bedarf daher nicht des Abdrucks.

41 Hierbei handelt es selbstverständlich nicht um eine Gesetzmäßigkeit, sondern um ein Potenzial. Eine ähnlich fruchtbare Zeilengestalt ergibt sich aber in georg. 2, 398 (39r) mit dem Adverb *quotannis*, das für die bäuerliche Tätigkeit exemplarisch ist. Dieses ist hier im Ganzen kleiner geschrieben und erhält dadurch die Anmutung einer interesseleitenden Marginalie. Ein besonders kurioser Fall ist georg. 3, 95 (48v). Hier steht wegen der Länge des Verses die Wortgruppe *segnior aetas* verkleinert am äußersten Rand der Seite. Die Phrase separat zu betrachten (als Signal für die Sterblichkeit aller Lebewesen), fällt leicht, weil sie als Nominativ leicht vereinzelt werden kann. Tatsächlich ist dieser Nominativ aber ausschließlich im Romanus belegt; alle anderen Zeugen bieten *segnior annis*. Der Romanus bietet allerdings auch Beispiele, wo die Überlänge der Zeile vor allem als graphisches Problem des Schreibers erkennbar ist, während für die Deutung des Texts nichts gewonnen wird (etwa ecl. 6, 55; Ms Vat. Lat. 3867, 15v).

42 Ms Vat. Lat. 3867, 22r. Die Abkürzung des enklitischen *-que* ist keine Selbstverständlichkeit, siehe zum Beispiel die aus dem ersten Jahrhundert stammenden Papyri Qasr Ibrim 78–3–11/1 (Gallus), und Herc. 817 (*Bellum Actiacum*).

NEC·TAMEN·HAEC·CVM·SINT·HOMINVM·Q:BOVM·Q: LABORES

Die Frage, ob der Vers eher zur Dihärese neigt, also zur Zäsur am Wort- und Zeilenende, oder zum Enjambement, scheint hier graphisch zugunsten der ersten Option beantwortet. Aber ganz so einfach ist es nicht. Zum einen ist der vorzeitige Umbruch wohl eher ein Phänomen des Kodex und insofern anachronistisch (die Spalten der Schriftrolle sind zumeist nicht durch einen physischen Rand begrenzt)<sup>43</sup>. Zum andern kann ein Umbruch, immerhin eine massive Störung des Textblocks, wohl auch den Weg des Auges zum nächsten Versanfang komplizieren und erst recht eine Pause erzwingen. Die symbolische Wirkung der vorliegenden Manuskriptzeile ist nicht eindeutig genug, um hier einen soliden Hinweis zu geben. Der Text zeigt lediglich exemplarisch seine Geschriebenheit und stellt von dorthier gleichsam eine Gegenfrage: Wie wäre die präferierte Art der Lektüre in einer andern Abschrift zu fixieren?

In vertikaler Richtung lädt naturgemäß der linke, gerade verlaufende Rand des Texts zur Betrachtung; er ist der bevorzugte Ort für Akrosticha. In unserem Text stehen von Vers 116 bis 120 die Buchstaben E, V, N, V, S und O am Zeilenanfang. Dass in senkrechter Reihe echte Worte gelesen werden können, ist selten; hier sind es gleich mehrere, teils überlappend: *EVNVS*, *VNVS*, *VSO*. Sollen wir diese Buchstaben lesen oder – wie es die Regel ist – überlesen? Und wenn ja, welches Wort sollen wir bedenken?

Die Forschung der letzten Jahre hat zahlreiche Akrosticha in Texten der römischen Dichtung gefunden<sup>44</sup>. Dass nicht alle von ihnen besonders aussagekräftig oder sprachlich eindeutig sind, hat die intuitiv einleuchtende, aber theoretisch schwer fassbare Frage nach dem Zufall solcher Strukturen eher befördert als zum Schweigen gebracht. Offen oder verdeckt schwebt über den Funden die Diskussion, ob solche Akrosticha ‚wahrscheinlich‘ sind, das heißt, ob der Autor uns hier eine versteckte Botschaft übermitteln wollte. Solchermaßen nach einem Inhalt zu fragen, ist, historisch-kritisch gesehen, unerlässlich. Aber diese Fragen sind aus unseren Quellen kaum beantwortbar. Zwei nützliche Erwägungen lassen sich demgegenüber aus der Schriftbildlichkeit der Texte ableiten:

43 Dazu Most 2021, 32.

44 Allein zu Vergil siehe Fowler 1983; Grishin 2008; Somerville 2010; Casteletti 2012; Danielewicz 2013; Adkin 2016; Katz 2016; Kronenberg 2017; Hejduk 2018; Danielewicz 2019; Robinson 2019a; Robinson 2019b; Hosle 2020.



1. Akrosticha sind leicht lesbar, sobald ihre Trägerverse ununterbrochen untereinanderstehen. Ihre Lesbarkeit wird noch weiter erleichtert, wenn, wie in einigen mittelalterlichen Handschriften, alle zeilenersten Buchstaben farblich und/oder mit Spatium abgehoben sind.
2. Akrosticha lassen sich in einem geschriebenen Text nicht unterbinden. Sie sind emergent, und sobald sie einmal als Wörter gelesen werden, sind sie da.

Als Phänomene des Textuellen unterliegen akrostichische Worte den Gesetzen der Intertextualität. Sie können untersucht und mit Hilfe anderer Strukturen ihrerseits einem mittelbaren zweiten Blick unterzogen werden. Im Prozess der Rezeption können sie also Bedeutung erlangen, ohne von vornherein Bedeutung zu tragen. Als gewissermaßen sekundäre Texteigenschaften provozieren sie vor allem die Frage nach ihrem Effekt oder, anders gesagt, nach ihrer Affordanz für die Leser, die mit ihrem Trägertext umgehen. Akrosticha sind sonach nicht Kryptogramme in dem Sinn, dass sie von jemandem absichtlich verborgen wurden, sondern in dem, dass sie nicht für alle von links nach rechts schauenden Leser sofort offensichtlich sind und einem Publikum, das nur hört, verborgen bleiben.

In unserem Fall mag man daran denken, dass *Eunus* der Name eines bekannten aufständischen Sklaven ist<sup>45</sup>. Er taugt zum Vehikel für die Frage, wer eigentlich die Arbeiten auf dem Feld leistet. Eine Fokussierung auf die Bedeutung des griechischen Worts – *εὐνοῦς*, wohlgesinnt – mag hingegen eine Haltung gegenüber der Arbeit und vielleicht sogar ihren Gegnern illustrieren<sup>46</sup>. Beschränkt man sich auf das Numeral *unus*, wird man vielleicht aufmerksam werden auf den Vers georg. 4, 184 und die Ebenen seiner Bedeutung<sup>47</sup>:

Omnibus una quies operum, labor omnibus unus.

Alle haben dieselbe Ruhe nach der Arbeit, alle dieselbe Mühe.

Das kurze Partizip *uso* schließlich kann an den Umstand erinnern, dass Gewohnheit, *usus*, die nötigen Künste hervorbringt (georg. 1, 133); es fügt sich glatt anstelle der von Servius gegenüber dem Servius Auctus ausgelassenen

45 Vgl. Flor. 2, 7.

46 Vgl. Verg. georg. 1, 197: *uidi lecta diu et multo spectata labore*.

47 Zu diesem Vers und seiner inhaltlichen Beziehung zu unserer Passage siehe Thomas 1988 *ad loc.*

Versteile ein (*nec tamen uso nihil efficiunt ...*) und kann besagen, dass auch dem, der sich vermeintlich an alles gewöhnt hat, noch ein Schaden zuteilwerden kann.

Nichts davon ist zwingend zum Verständnis der Passage. Mehr noch: Es ist sogar nur schwer vorstellbar, Vergil hätte gerade hier unsere Augen auf den Rand lenken wollen. Aber trotzdem sind die Beobachtungen bereichernd. Das, was sich ereignet, wenn man eines dieser Akrosticha als Wort liest, ist zwar keine substanzielle Einsicht, aber dafür eine Bestätigung des schriftbildlich orientierten Vorgehens, in den Tiefen des Gedichts nach Sinn zu suchen. Solche Sinnsuche ist in verschiedenster Form verbreitet, etwa in der Allegorese. Die Akrosticha, die sich hier am Rand abzeichnen, besagen weniger für sich selbst etwas als für das Phänomen der Räumlichkeit geschriebener Texte, mit dem man rechnen kann oder gar muss. Und so ergibt sich auch hier für alle, die nach Eindeutigkeit fragen, eine grundsätzliche Gegenfrage des Texts: Was geschieht in dem Fall, dass ein Akrostichon tatsächlich zwingend erscheint? Kann man etwas anderes mit ihm tun als es still mitzulesen? Lässt sich die individuelle Lektüre, die sich jenseits der gleichsam ‚oralen‘ Aufführungspraxis vollzieht, als Akt der Subversion begreifen?

\*

Ein Gedicht wirkt durch Inhalt und Form. Dies ist eine Selbstverständlichkeit auch für antike Dichtung. Dass hingegen die Schrift, durch die der Text in einem zweidimensionalen Raum fixiert ist, einen konstitutiven Teil des poetischen Kunstwerks ausmachen sollte, das dürfte schon weniger selbstverständlich sein. Zu übermächtig ist dafür die Analogie zwischen geschriebenem und gesprochenem Wort; zu handlich das ordnende Interpungieren von Texten. Die hier betrachtete Stelle ist allerdings ein Beispiel dafür, wie durch die Nichtbeachtung des Schriftbilds – konkret durch kolometrische Diskretisierung und Normierung der Leserichtung – die Gestalt des Werks verarmen kann. An ihr wird, unabhängig von allen inhaltlichen Details, das hermeneutische Prinzip deutlich, dass das Ganze mehr ist als die Summe seiner Teile. Ein geschriebenes Gedicht wirkt nicht nur durch seine Worte und seinen Rhythmus, sondern auch durch sein Schriftbild.

Die *Georgica* wurden, wie Sueton bemerkt, vor Augustus mündlich vorgetragen<sup>48</sup>. Aus diesem Bericht, der doch einiges Unglaubliche an sich hat, lässt sich zwar wenig über die Umstände einer möglichen Premierensung

---

48 Vgl. Suet. Verg. 27f.

erkennen<sup>49</sup>, aber eine Einsicht in die Medialität dieses Texts lässt sich gewinnen. Unter der wahrscheinlichen Annahme, dass das Gedicht zum Zeitpunkt des angeblichen Vortrags bereits schriftlich konserviert war und kurz darauf in Kopien verbreitet wurde, kann Suetons kaiserzeitliches Publikum hinsichtlich der *Georgica* die beiden gegensätzlichen Formen von Lektüre, die laute öffentliche und die leise private, zusammendenken und vergleichen. Hierbei wird deutlich, dass die Rezitation die Grenzen der stillen Lektüre markiert (und umgekehrt)<sup>50</sup>. Diese Erkenntnis ist in der biographisch-exegetischen Tradition, aus der Sueton schöpft, bereits Gemeingut (Suet. Verg. 29):

Seneca tradidit Iulium Montanum poetam solitum dicere inuolaturum se Vergilio quaedam, si et uocem posset et os et hypocrisin; eosdem enim uersus ipso pronuntiante bene sonare, sine illo inanes esse mutosque.

Seneca berichtet, der Dichter Iulius Montanus habe gesagt, dass er dem Vergil gern etwas entwenden wolle, wenn er auch seine Stimme, sein Gesicht und seine Gestaltungsfähigkeit haben könnte. Dieselben Verse klängen nämlich schön, wenn Vergil sie lese. Ohne ihn hingegen seien sie leer und stumm.

Der kurze Bericht bestätigt die Beobachtung, derzufolge jeder einzelne Vortrag eines Texts sich von jedem möglichen andern unterscheiden wird und dass Rhapsoden für gewöhnlich mehr aus einem Text machen können als ungeübte Vorleser. Vor allem bezeugt er das Phänomen der *auctoritas*, wenn er erklärt, ohne Vergils Stimme, Mimik und Gestik blieben die Verse ‚leer‘ und ‚stumm‘. Die Metaphorik setzt den misslungenen Vortrag und die stille, nicht vokalisierende Lektüre ins Verhältnis. Was die Authentizität der Autorstimme bewirkt, betrifft also kaum die Gedankentiefe und Allusivität des Gedichts oder das Decorum und die Anschaulichkeit der Sprache. All das mag zwar bei schlecht gelesenen Versen undeutlich werden, bleibt aber der stillen Lektüre zugänglich, vielleicht sogar in besonderem Maße. Das ‚Sprechen des Texts‘, so wie Montanus es versteht, dürfte also eher den interpretierenden Vortrag meinen, der zwar so eindeutig ist, dass nicht – wie in

49 Dazu Stachon 2021, 169 f.

50 Erren 2003, 4, bemerkt, dass sich „das Gedicht auch wie ein Brief oder eine Rede bei dem Vortrag [verbraucht], der für den niedergeschriebenen Text die einzig gültige Realisierung bleibt.“ Dies ist in dieser Restriktivität zwar offensichtlich falsch, hilft aber eine rezeptionstheoretische Matrix zu erstellen, die verschiedenen Realisierungen verschiedene Eigenschaften zuweist.

der Schriftform – die Zeichen teilweise widersprüchlich nebeneinander stehen, der aber dennoch Zwischentöne enthält, die mehr sagen als die reinen Worte. Über das Motiv des literarischen Diebstahls ist Montanus' Ausspruch mit dem Vergil unterstellten und ebenfalls bei Sueton überlieferten Diktum verbunden, wonach man leichter dem Herkules seine Keule als Homer seine Verse entwenden könne<sup>51</sup>. Der entscheidende Unterschied zwischen beiden Bemerkungen betrifft die Synchronie bzw. Diachronie der Rezeption. Während Montanus die Performanz betont, die für alle Zeitgenossen, die den Text bereits kennen, eine andre, je nachdem bessere oder schlechtere Erfahrung bereiten kann, stellt Vergil zeitunabhängig auf prominentes Textmaterial ab, das leicht und buchstäblich schlagartig wiederzuerkennen ist. Man mag sich denken: gleichsam im ersten Augenblick der Lektüre.

Die wichtigste Implikation der Montanus-Anekdote besteht sonach nicht in der Bewunderung des poetischen Genius, sondern darin, die Unzugänglichkeit des authentischen Vortrags zu bekunden<sup>52</sup>. Gleichsam als Illustration folgt auf das Zeugnis des Montanus der Bericht, dass Vergil bei der Erstausführung der *Georgica* vor Augustus die Stimme versagt habe. Maecenas musste übernehmen<sup>53</sup>. Wie mag er der Aufgabe nachgekommen sein? Waren die Verse aus seinem Mund auch stumm? Und was sagt die Notiz über das kaiserzeitliche Publikum, an das sie gerichtet war und das den Dichter selbst schon nicht mehr hören konnte? Drängt ein Text, den ohnehin niemand richtig vorlesen kann, zum stillen, kontemplativen Anblick? Es spricht vieles dafür.

Unstrittig ist jedenfalls, dass diejenigen, die ein Gedicht mit eigenen Augen lesen, mehr sehen, als sie ‚leer und stumm‘ aussprechen könnten<sup>54</sup>, denn die Räumlichkeit des Schriftbilds, also die Zeichen, die angegeben sind,

---

51 Vgl. Suet. Verg. 46.

52 Dass im Text unklar bleibt, welcher Seneca, der Ältere oder Jüngere, diese Anekdote überliefert haben soll, illustriert das Problem. Während ersterer selbst einen Vortrag Vergils hätte hören und Montanus' Eindruck hätte überprüfen können, gehört letzterer bereits zu den Nachgeborenen, denen die ‚Wahrheit‘ nicht mehr zugänglich ist.

53 Vgl. Suet. Verg. 28.

54 Das Maß der Ambiguität, die bei Vergil erwartet werden darf, ist angesichts der jüngeren Forschung wohl nicht hoch genug einzuschätzen. Aus Gründen der Beschränkung muss ein knapper Hinweis auf folgende berühmte Stelle genügen, ecl. 4, 62f.: *incipit, parue puer, qui non risere parentes / nec deus hunc mensa dea nec dignata cubili est* [qui Quint. : cui PR, parentes codd. : parenti Schrader]. Hier eröffnet die Rückkehr zu der bei Quintilian überlieferten und ihrer Latinität wegen lange abgelehnten Variante eine beträchtliche Doppeldeutigkeit, denn damit scheinen auch die Eltern zu lachen; erst das *hunc* (im Gegensatz zu *mater*)

und die Lücken zwischen ihnen, bewirkt einen graphischen Sinnüberschuss. Dieser entbindet zwar niemanden von einer Entscheidung, welche Betonung, welcher Gesichtsausdruck etc. im singulären Moment des interpretierenden Vortrags gewählt werden soll. Aber die schriftlich garantierte Wiederholbarkeit der Lektüre mildert die Singularität jeder Rezitation ab.

Was folgt? Die Entscheidung für eine längere Pause nach dem Wort *labores* in georg. 1, 118 (und eine nicht ganz so lange nach *experti* in 119) mag vielleicht bedenkenswert sein. Vor allem mag sie aber veranschaulichen, dass die Schriftbildlichkeit ein integraler Teil der *Georgica* und überhaupt jeder schriftlichen Literatur ist. Die Überlegung, wie wir jeweils persönlich einen notorisch reduziertes und bisweilen ambivalentes Schriftbild verlebendigen und vereindeutigen, ist ein spezifisch literarisches Erlebnis, ebenso wie der umgekehrte Versuch, einen bestimmten Vortrag möglichst genau schrift(bild)lich zu transkribieren. Beide Modi der Rezeption haben ihre Schwächen und sind darum aufeinander angewiesen. Der Sinn eines mehreren Blicken zugänglichen Gedichts lässt sich weder in der stillen, für jede Art von Strukturen sensiblen Lektüre noch mit einer auktorialen oder kongenialen Rezitation voll erfassen. Es liegt immer auch noch etwas dazwischen.

## Bibliographie

- Adkin 2016: N. Adkin, Acrostic shit (Ecl. IV 47–52), *ActClDebrec* 52, 2016, 21–37
- von Albrecht 2006: M. von Albrecht, *Vergil, Bucolica, Georgica, Aeneis: Eine Einführung* (Heidelberg 2006)
- Altmann 2013: G. T. M. Altmann, Anticipating the Garden Path. The Horse Raced Past the Barn Ate the Cake, in: M. Sanz – I. Laka – M. K. Tanenhaus (Hrsg.), *Language Down the Garden Path. The Cognitive and Biological Basis for Linguistic Structures* (Oxford 2013) 111–130
- Baier 2012: T. Baier, Lust und Leid des labor in Vergils *Georgica*, in: M. Erler – W. Rother (Hrsg.), *Philosophie der Lust. Studien zum Hedonismus* (Basel 2012) 183–199
- Barchiesi 1980: A. Barchiesi, *Vergilio. Georgiche* (Mailand 1980).
- Busch 2002: S. Busch, Stephan, Lautes und leises Lesen in der Antike, *RhM* 145, 2002, 1–45

---

gibt Aufschluss, aber auch dies wegen der Verunklärung des Numerus nicht ganz restlos. Zur Diskussion um den Text: Scafoglio 2013.

- Cadili 2008: L. Cadili, Scholia and Authorial Identity. The Scholia Bernensia on Vergil's Georgics as Servius auctus, in: S. Casali – F. Stok (Hrsg.), *Servio. Stratificazioni esegetiche e modelli culturali* (Brüssel 2008) 194–206
- Castelletti 2012: C. Castelletti, Following Aratus' Plow. Vergil's Signature in the Aeneid, *MusHelv* 69, 2012, 83–95
- Campbell 1982: J.S. Campbell, The Ambiguity of Progress: Georgics I, 118–159, *Latomus* 41, 1982, 566–576
- Catto 1986: B. Catto, Lucretian Labor and Vergil's Labor Improbis, *ClJ* 81, 1986, 305–318
- Conte 2013: G.B. Conte, *P. Vergili Maronis Georgica* (Berlin 2013)
- Cramer 1998: R. Cramer, Vergils Weltsicht. Optimismus und Pessimismus in Vergils Georgica (Berlin 1998)
- Danielewicz 2013: J. Danielewicz, Vergil's *certissima signa* reinterpreted. The Aratean *lepte*-acrostic in *Georgics* I, *Eos* 100, 2013, 287–295
- Danielewicz 2019: J. Danielewicz, ASTER, ASTER, ASTER. A Triple Transliterated Greek Acrostic in Vergil's Eclogue 4, *Philologus* 163, 2019, 361–366
- Erren 2003: M. Erren, P. Vergilius Maro, *Georgica*, Bd. 2, Kommentar (Heidelberg 2003).
- Fowler 1983: D. Fowler, An Acrostic in Vergil (Aeneid 7. 601–4)?, *ClQ* 33, 1983, 298
- Götte – Götte 1995: J. Götte – M. Götte, *Vergil, Landleben*, lateinisch – deutsch, <sup>6</sup>(München 1995)
- Grishin 2008: A. Grishin, Ludus in undis. An Acrostic in Eclogue 9, *HarvStClPhil* 104, 2008, 237–240
- Heilmann 2021: J. Heilmann, *Lesen in Antike und frühem Christentum. Kulturgeschichtliche, philologische sowie kognitionswissenschaftliche Perspektiven und deren Bedeutung für die neutestamentliche Exegese* (Tübingen 2021)
- Hejduk 2018: J. Hejduk, Was Virgil Reading the Bible? Original Sin and an Astonishing Acrostic in the ‚Orpheus and Eurydice‘, *Vergilius* 64, 2018, 71–102
- Heyne 1968: C. G. Heyne, *P. Vergili Maronis opera omnia*, 4 Bde, <sup>4</sup>(Leipzig 1830–1833) (ND Hildesheim 1968)
- Holzberg 2016: N. Holzberg, *Vergil. Bucolica/Georgia*, lateinisch – deutsch (Berlin 2016)
- Hosle 2020: P.K. Hosle, An Acrostic in Aeneid 11.902–6, *ClQ* 70, 2020, 908–910
- Jenkyns 1993: R. Jenkyns, Labor Improbis, *ClQ* 43, 1993, 243–248

- Jenkyns 1998: R. Jenkyns, *Virgil's Experience. Nature and History. Times, Names, and Places* (Oxford 1998)
- Johnson 2000: W. A. Johnson, *Toward a Sociology of Reading in Classical Antiquity*, *AJPh* 121, 2000, 593–627
- Johnson 2010: W. A. Johnson, *Readers and Reading Culture in the High Roman Empire. A Study of Elite Communities* (Oxford 2010)
- Katz 2016: J. T. Katz, *Another Vergilian Signature in the Georgics?*, in: P. Mitsis – I. Ziogas (Hrsg.), *Wordplay and Powerplay in Latin Poetry* (Berlin 2016) 69–85
- Kersten, im Erscheinen: M. Kersten, *Stumbling at the Threshold. Late Antique Paratexts between Discursive Enrichment and Interpretive Challenge*, in: C. Guerra – M. Kersten – A. Stähle (Hrsg.), *The Dynamics of Paratextuality in Late Antique Literature* (London, im Erscheinen)
- Krämer u. a. 2012: S. Krämer – E. Cancik-Kirschbaum – R. Totzke, *Einleitung. Was bedeutet Schriftbildlichkeit?*, in: S. Krämer – E. Cancik-Kirschbaum – R. Totzke (Hrsg.), *Schriftbildlichkeit. Wahrnehmbarkeit, Materialität und Operativität von Notationen* (Berlin 2012)
- Kronenberg 2017: L. Kronenberg, *The Tenth of Age of Apollo and a New Acrostic in Eclogue 4*, *Philologus* 161, 2017, 337–339
- Klingner 1963: F. Klingner, *Vergils Georgica* (Zürich 1963)
- Laves 1881: H. Laves, *Kritisch-exegetische Beiträge zu Vergils 6. u. 10. Ecloge sowie zum 1. Buche der Georgica*, *Wissenschaftliche Abhandlung für das Oster-Programm des königlichen Gymnasiums zu Lyck* (Lyck 1881)
- Leumann u. a. 1972: M. Leumann – J. B. Hofmann – A. Szantyr, *Lateinische Syntax und Stilistik. Mit dem Allgemeinen Teil der Lateinischen Grammatik [HdA 2.2.2]* (München 1972)
- Lohmann 2018: P. Lohmann, *Graffiti als Interaktionsform. Geritzte Inschriften in den Wohnhäusern Pompejis* (Berlin 2018)
- Luz 2010: C. Luz, *Technopaignia. Formspiele in der griechischen Dichtung* (Leiden 2010)
- Meyer 1943: *ThLL* 5, 2 (1943) 1660.31–1686.13 s. v. *exuperior* (G. Meyer)
- Most 2021: G. Most, *Text and Paratext in the Greek Classical Tradition*, in: K. Chang – A. Grafton – G. Most (Hrsg.), *Impagination – Layout and Materiality of Writing and Publication* (Berlin 2021) 23–46
- Mynors 1969: R. Mynors, *P. Vergili Maronis Opera* (Oxford 1969)
- Poletti 2023: S. Poletti, *Eine Frage der Perspektive. Servius und Servius auctus über Vergils subjektiven Stil*, in: U. Tischer – T. Kuhn-Treichel – S. Poletti (Hrsg.), *Sicut commentatores loquuntur. Authorship and Commentaries on Poetry* (Turnhout 2023) 223–259

- Robinson 2019: M. Robinson, Looking Edgeways. Pursuing Acrostics in Ovid and Virgil, *ClQ* 69, 2019, 290–308
- Robinson 2019: M. Robinson, Arms and a Mouse. Approaching Acrostics in Ovid and Vergil, *MatTestiCl* 82, 2019, 23–73
- Scafoglio 2013: G. Scafoglio, Since The Child Smiles. A Note On Virg. Ecl. 4.62–3, *ClJ* 109, 2013, 73–87
- Seider 1972–1981: R. Seider, Paläographie der lateinischen Papyri. 3 Bde (Stuttgart 1972–1981)
- Somerville 2010: T. Somerville, Note on a Reversed Acrostic in Vergil Georgics 1.429–33, *ClPhil* 105, 2010, 202–209
- Squire – Wienand 2017: M. Squire – J. Wienand (Hrsg.), Morphogrammata – The Lettered Art of Optatian. Figuring Cultural Transformations in the Age of Constantine (Paderborn 2017)
- Stachon 2021: M. Stachon, Sueton, De poetis. Text, Übersetzung und Kommentar zu den erhaltenen Viten nebst begründeten Mutmaßungen zu den verlorenen Kapiteln (Heidelberg 2021)
- Stok – Ramires 2022: F. Stok – G. Ramires, Sul rapporto fra DS e la Tradizione manoscritta serviana (con note sul sommento a georg. 1.1–278), *Exemplaria Classica* 26, 2022, 85–108
- Thomas 1988: R. Thomas, Virgil, Georgics, 2 vols. (Cambridge 1988)
- Winsbury 2009: Winsbury, The Roman Book (London 2009)